

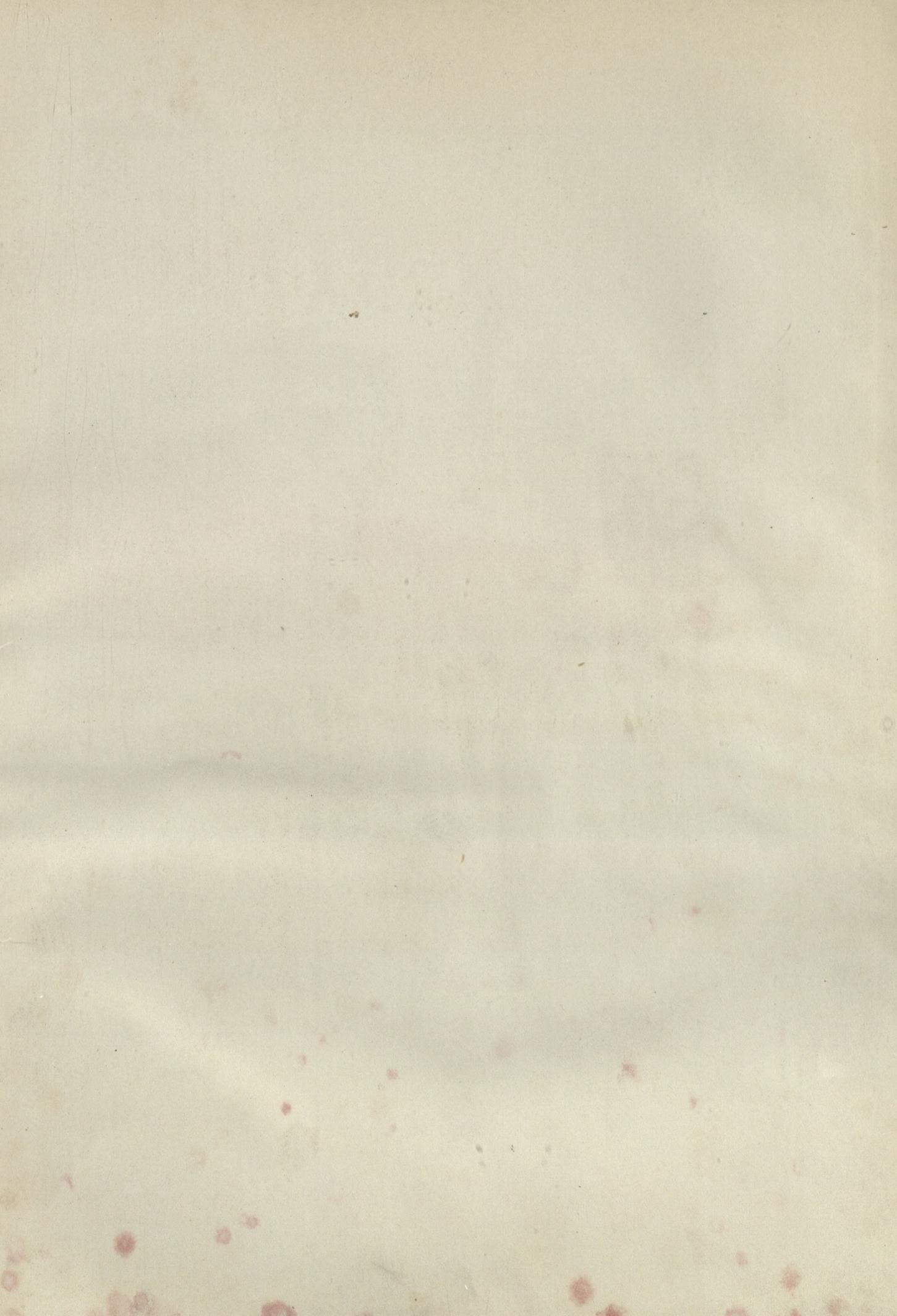
6 190

W. O. RIEDEMANN  
KORSIKA











93257

WILHELM-OTTO RIEDEMANN

# KORSIKA

BILDER EINER REISE

*Klitzgel*



MÜNCHEN-BERLIN 1930

VERLAG VON R. OLDENBOURG

*13. 10. 34.*

*France  
Sid. peels.*

CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55  
tel. 22 69-78-773



Wa5168463



6190

BUCHDRUCK VON R. OLDENBOURG, MÜNCHEN  
KUPFERTIEFD RUCK VON LIPP & CO., MÜNCHEN

MEINEN ELTERN

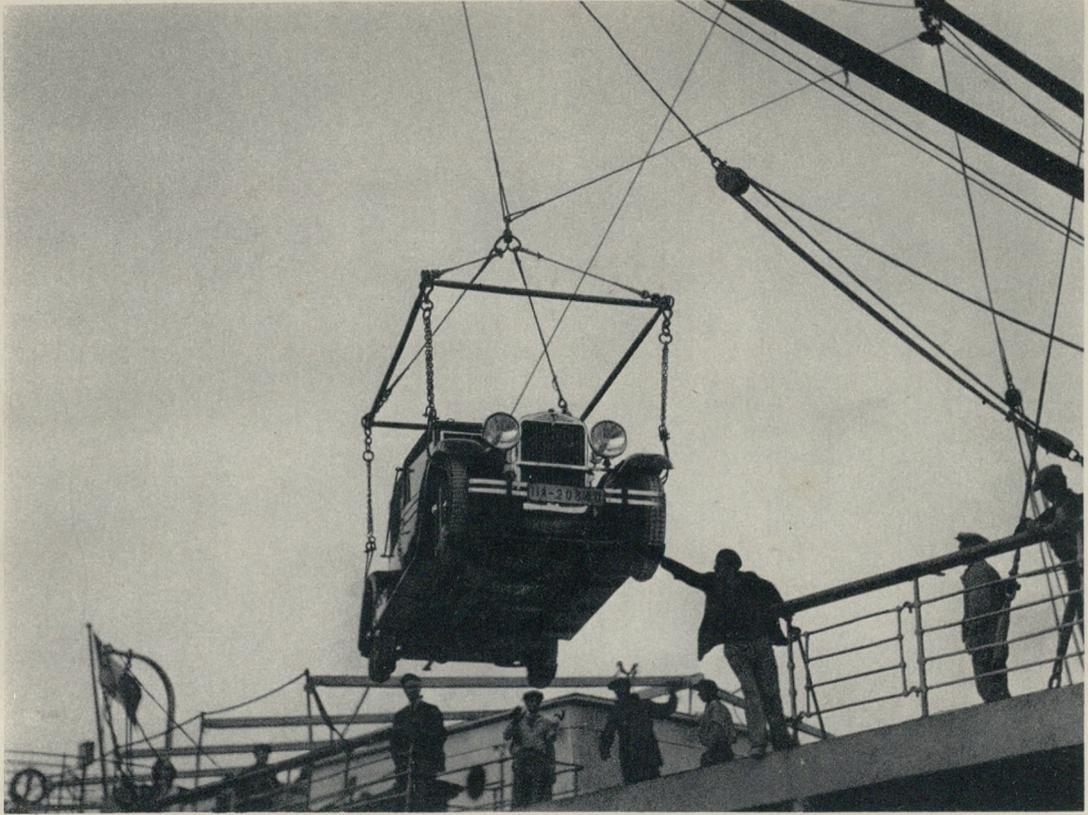
Schon liegt der Dampfer bereit, der mich nach Korsika bringen wird. Er ist alt und gebrechlich, als hätte er zu viele Lasten getragen. Bald wird er sich loslösen von hier und uns tragen durch eine helle Nacht zu der Insel, die noch ein wenig abseits liegt und seit Jahrhunderten darum kämpft, ihr Eigenleben zu behaupten.

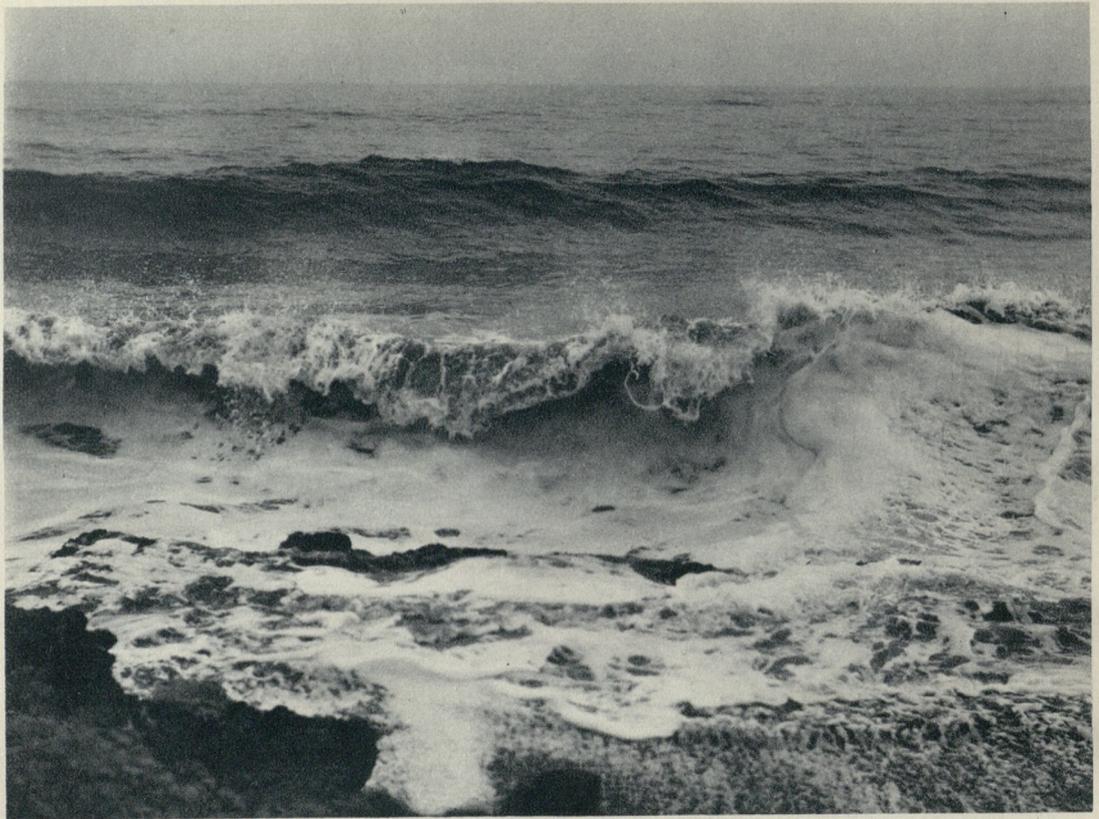
Eben wurde mein Auto verladen. Ich bangte um sein Schicksal und machte noch ein Bild, das mir wie ein letztes vorkam. Große Klammern senkten sich um die Räder, dann ertönte das Schnarren des Hebebaums, und der Wagen stieg in die Luft. Er hing gegen den Himmel wie ein unbeholfener Vogel. Sanft landete er an Deck, wo er sorgfältig festgeschnallt wurde. Unter ihm, ein Stockwerk tiefer, steckten ein paar langhornige Stiere ihre Köpfe traurig ins Freie.

Die Abfahrt hat etwas von der Bewegung, die immer den Beginn einer Meerfahrt kennzeichnet. Es ist eine Spannung, die durch den Gegensatz zwischen den Abfahrenden und den Zurückbleibenden entsteht. Auf dem Laufgang treffen sich Kommende und Gehende. Der ganze Dampfer erwacht zum Leben. Matrosen lehnen über die Reeling, Maschinisten gehen an die Arbeit, sogar das Liebespaar ist vorhanden, das immer am obersten Deck sitzt und sich in einem nicht endenwollenden Kusse umschlingt. Eine Glocke läutet. Der Laufstieg wird zurückgeschoben, langsam trennen wir uns vom Ufer. Nur die Stimmen sind noch eine Brücke vom Lande zum Dampfer. Zuletzt sind sie wie Bälle, die zu schwach geworfen, ihr Ziel nicht mehr erreichen. Ein lauter Ruf fällt noch an Deck: „Au plaisir de vous revoir.“

Wir fahren. Zuerst ganz behutsam, als glaubte der Dampfer noch nicht, daß er der Gefangenschaft der Bucht entrinnen werde. Dann wird er kühner, ein wenig herablassend verabschiedet er sich von einem zurückbleibenden Gefährten, überwindet die rote Barriere, die ein Leuchtfeuer aufrichtet und stürzt ins Freie. Das Meer empfängt ihn mit einem unfreundlichen Stoß, so daß er sich aufbäumt und lange nicht zur Ruhe kommt.

Hinter uns liegt die Bucht von Nizza. Dort brennen Lampen wie im Rauche erstickende Kerzen. Eine Rakete zerfällt in der Luft.





Several faint, horizontal lines are visible on the page, likely from a scanning artifact or a very light pencil sketch. The lines are mostly blue and red, and are scattered across the lower half of the page.

Die Nacht war nicht viel besser, als ich erwartete. Ich bin wirklich ein allzu leichtes Opfer der Seekrankheit. Zwar kam sie nicht ganz zum Ausbruch, was das Gefühl aber nicht viel sympathischer machte.

Ich lag in der Kabine und zerlegte die Geräusche, die immer auf einem Dampfer zu hören sind. Zunächst das Wasser, dessen Lärmen wieder in einige Unterabteilungen zerfiel: Das Wasser, das den Dampfer streift, das Brechen der Wellen, das Zurückfallen des Schaums und die Spritzer an den Kabinenluken. Dann hörte ich noch auf das leise Stampfen der Maschine, die außer dem Dampfer auch mir ein unangenehmes Vibrieren verlieh, und endlich das gleichmäßige Knarren des ganzen Schiffes. Diese zersetzende Tätigkeit meines Geistes war machtlos gegen die Krankheit, und ich wandte ein dichterisches Mittel an. Über alles Unwesentliche hinweg versuchte ich das Tanzen des Schiffes als einen herrlichen Rhythmus des Meeres zu empfinden. Ich dachte mich in dieses Bild hinein und wurde gleichsam zu einer Welle, fallend und steigend in beglückendem Wiegen. Daraufhin verdoppelte sich die Seekrankheit. Ich gab es auf.

Bastia

Frühmorgens vor Sonnenaufgang landeten wir in Bastia. Der Ort lag schlafend in der Dämmerung. Hohe sechsstöckige Häuser dehnten schützend ihre weiten Fronten, in die unzählige Fenster eine Öffnung brachen.

Ich fuhr die Küste der Halbinsel entlang, die von Bastia aus sich gegen Frankreich erstreckt.

Es ist ein selten ernstes und wuchtiges Land, das wie in einem steten Kampf mit dem Meere liegt. Ein großer Wall von Bergen fällt hügelig zum Meer ab. Über den Hügeln liegt ein undurchdringliches Gestrüpp von kleinen Nadelbäumen und Büschen. Ein Kraut trägt Blüten wie weiße und bläuliche Heide. Und manchmal leuchtet eine Sternblume in hellem Violett.

Lange Zeit steigt der Weg in geringer Höhe am Ufer entlang, ohne daß anderes zu sehen wäre als weite mit Busch bewachsene Flächen, denen auch die Sonne nichts von ihrer Strenge nimmt.

Zerfallende Burgen stehen im Licht. Da ist ein Turm, von dem nur eine einzige Mauer verschont blieb. Sie ist von oben bis unten gespalten, und die beiden Teile scheinen noch nachzuzittern unter dem Riß.





Bäume wachsen die Hänge hinauf. Oliven gibt es, Eichen und Ulmen. Größere Ortschaften schieben helle Häuserreihen übereinander. Aus einem Teppich weißer Narzissen heben sich silbergraue Stämme. Eine Kapelle wird von dunklen Koniferen umfaßt. Herden schwarzer und weißer Bergschafe ziehen die Hügel hinauf.

Eine große Palme steht vor einem gelben Haus, und in blauer Ferne leuchtet das Meer.

Immer höher steigt der Weg, schon überschaut man die beiden Seiten der Insel. Drohender werden die Berge. Sie drängen sich heran und stoßen trotzige Linien ins Wasser. Vorsichtig windet sich der Weg einige hundert Meter über dem Meer. Wieder springen helle Ortschaften aus dem Dunkel des Bodens. Alte Grabmale schlafen in der Sonne. Hohe Zypressen brennen ihr ernstes Licht.

Aus einer Felswand wächst ein Dorf und ist kaum zu unterscheiden von dem grauen Gestein.

Abends in Bastia. Die morgens ausgestorbenen Straßen beleben sich mit Soldaten und lachenden Mädchen, die für sie da sind.

Ich wurde geweckt von dem tausendstimmigen Gesang der Vögel und dem Lärm der Straße, der fast so laut war wie in einer Großstadt, nur daß man keine Autos hörte, dafür aber um so mehr Fuhrwerke, deren Pferde mit so vielen Glocken umhangen waren, daß es zu mir heraufklirrte wie das letzte Schellen am Gründonnerstag.

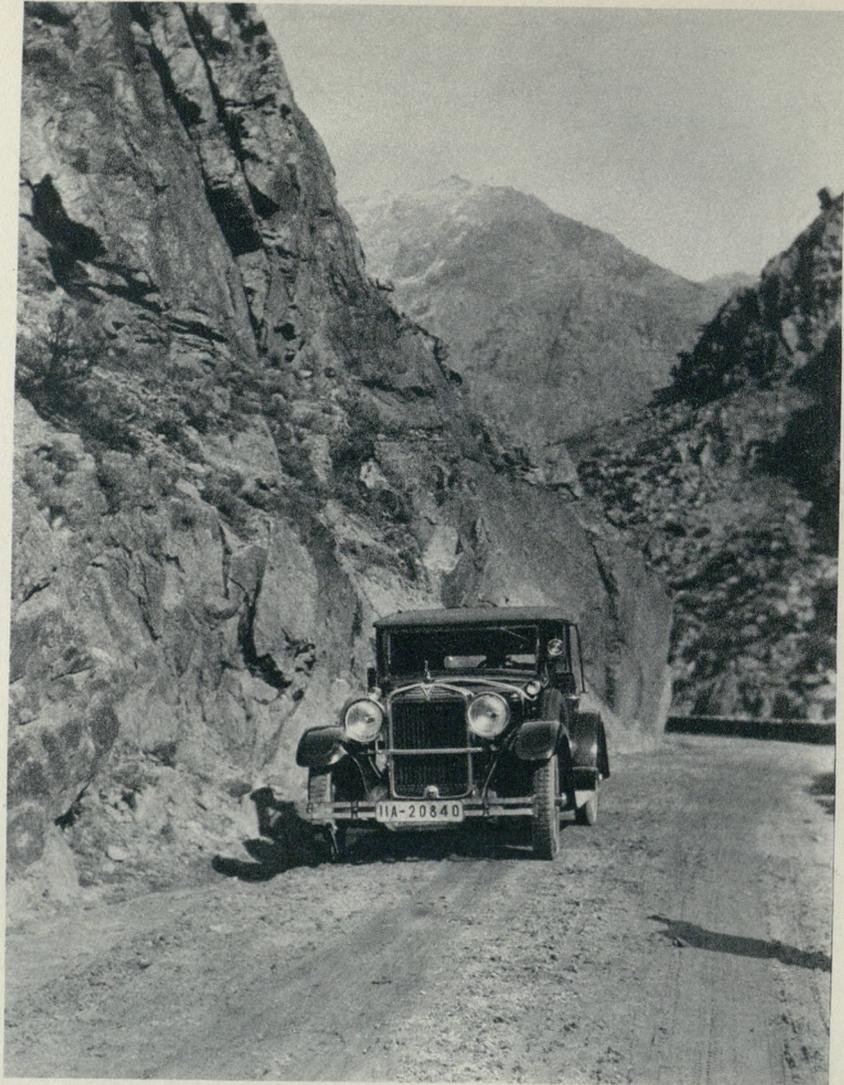
Die Insel hatte einen riesigen Wolkenschirm aufgespannt, der bis zum Meer reichte, dort aber aufhörte. Zwei Dreimaster fuhren mit schwarzen Segeln in die lichte Ferne.

Die Abfahrt von Bastia brachte das alte Bild. Hohe Häuser, einige enge Straßen, viel Leben, ein Gewirr von Menschen und Tieren, einen letzten, kurzen Durchblick auf den alten Hafen, die nie fehlende Burg und davor einen kleinen Markt mit Gemüse, Früchten und Blumen. Vor einem Ladeneingang hing ein Stock grüner Bananen, der von jedem Eintretenden etwas zur Seite geschoben werden mußte.

Der Tag schien bewölkt bleiben zu wollen. Ernst war das Land und wesentlich wie die Geschichte, die es bestimmt hatte. Die Bewohner hatten einen gewaltigen Kampf zu ihrer Selbstbehauptung geführt. Sie waren ein Volk ohne große Bedürfnisse gewesen, ernährten sich von Fischfang und Schafzucht und lebten ihr eigenes Gesetz in großem Frieden. Dann kamen als erste die Römer und sahen den Nutzen, den ihnen der Holzreichtum der Insel bringen konnte und vergaßen den Wert der Dinge, der über den Nutzen hinaus ging. So war es immer gewesen, die Eindringlinge Römer, Vandalen, Sarazenen, Pisaner, Genuesen, Franzosen überschätzten den Nutzen und brachten den Kampf. Die Korsen verteidigten sich Jahrhunderte lang. Sie gaben ihre Fischerdörfer auf und legten ihre Ortschaften hoch in die Berge hinauf, errichteten Burgen und kämpften heldenhaft.

Diese Gedanken füllten mich so sehr aus, daß ich zu wenig auf den Weg achtete und mich glatt verfuhr. Wir bogen in eine verlockend aussehende Straße ein und wurden dann verschlungen von einer Schlucht, die kein Ende nahm. Ein wilder Kampf jagender Linien tobte um uns. Es reckten sich Felsköpfe in einen langsam aufklarenden Himmel, gegen den ein Adler einen ruhigen Kreis zog. Fast eine Stunde lang fuhren wir durch diesen eingebrochenen Berg, sahen nur zwei oder drei Hütten und einige Menschen, die verloren durch die Wildnis zogen, man wußte nicht wohin. Weit von uns schauten ein paar Tannen über einen Bergrand, doch keine stieg in die Schlucht, und es war als drohten die Wände auch uns zu zertrümmern. Wir endeten im Schnee und froren langsam über eine glitschige Straße, bis wir nach Calacuccia kamen, einem kleinen Weiler von vielleicht fünfzig Häusern.





Es war eigentlich überraschend, daß es ein Gasthaus gab, und man versprach mir sogar ein Essen zu bereiten. Die Wirtin, eine hübsche Frau mit schwarzem Kopftuch, lief geschäftig treppauf und treppab, brachte Holz und zündete ein Kaminfeuer in dem kleinen Speisezimmer an.

Das Feuer knisterte so verlockend, daß ich mich vor ihm auf den Boden setzte, um mich zu wärmen.

Madame la hôtesse:

C'est pour vous marquer ma gratitude que je cite ici les repas dont vous nous avez régalés.

Vous nous présentiez:

Du salami avec du pain bien bon et encore un peu chaud.

Une omelette au lard, qui sur la langue fondait.

Une truite à la viande dure et au goût d'une sardine des plus fines.

Une viande de boeuf avec des pommes alumettes comme jamais je n'en ai mangées.

Des pommes reinette d'une douceur inconnue.

Le tout arrosé d'un vin d'une couleur rouge pâle et qui chantait un cantique du soleil.

Je vous en remercie, la belle, dont je ne saurai jamais le nom.

Tief hängen die Wolken über diesem verlassenen Hof in Corte, dessen zerfallende Häuser die trostlose Seele der Armut umfassen. Von den trüben Mauern ist die Farbe abgebröckelt. Sinnlos haften ungleiche Flächen von Braun und Gelb aneinander. Schwarze Höhlen gähnen ins Innere auf die Stiegen. Fenster sind zersprungen. Niemand denkt daran, die Scheiben zu erneuern. Die hohen Wände fassen ins Leere. Vergeblich drängen sie fort von dem Jammer, den sie verbergen. Nur schweres Dunkel hat sich in sie gesenkt, die Trübsal vergessener Menschen und das ratlose Sterben Verhungernder. Nur Bettler des Lebens gehen durch die gespaltene Tür und manchmal ein Arzt und manchmal ein Priester. Offen liegt alles, was gibt es auch hier noch zu nehmen, und das Leid hat so mürbe gemacht, daß das langsame Siechen sich nicht mehr schamvoll verbirgt. Achtlos sind blutige Knochen über aufgerissene Steine geworfen. Faulende Reste versinken in den Schlamm, aus dem eine Abflußröhre wächst wie ein kahler Baum, dessen Äste verdorrend nach den Fenstern greifen.





Mein rotes Auto fuhr langsam die einzige breite Straße von Portovecchio hinauf. So ungewohnt war es den Bewohnern um diese Jahreszeit einen gutaussehenden Wagen zu sehen, daß das ganze Dorf wie mit einem Zauberstabe berührt, seine Arbeit aufgab, um dem Auto nachzublicken. Das Wunder wurde noch größer, denn wir hielten vor dem einzigen Hotel, dem „Moderne“, aus dessen Tür der schwarze Kopf einer Frau hervorsah. Sie rief ihren Mann, der sofort aufhörte mit einem wohlgenährten Kinde zu spielen und vor die Türe trat, um an der Überraschung teilzuhaben. Gleich bildete sich ein Kreis um das Auto. Neugierig wurde der Richtungsanzeiger betastet, und was die Fremden wohl an Gepäck mitbrachten, war von großer Bedeutung. Es war nur schade, daß man das Innere des Wagens nicht genau erforschen konnte. Eine große Debatte entstand, was für eine Maschine der Wagen wohl sei, ein paar Kluge entschieden sich wegen der Breite für den Rolls Royce, andere behaupteten, es sei ein Amerikaner. Gesehen hatten sie noch keine der genannten Marken, aber jeder prunkte mit der Sicherheit seiner Kenntnis. Je kostspieliger der Wagen war, den sie nannten, desto stolzer wurden die Rufenden. Ja, sie hatten eben geheimnisvoll Anteil an dem Leben der Reichen, diesem unvorstellbaren Dasein, das sich abspielte zwischen Riviera und Börse.

Inzwischen war ich ausgestiegen und hatte eine kleine Unterhaltung nach Zimmern mit dem Wirte begonnen. Dieser war bisher zwar nur commis voyageurs gewohnt, empfing mich aber mit vollendeter Selbstverständlichkeit und zeigte mir eines der drei Zimmer mit einer Gebärde, mit der ein Direktor an der Riviera die Prinzenzimmer öffnen läßt.

Ich ging durch den Ort. Die Hauptstraße fing an sich zu beleben, es war beinahe fünf Uhr, und die Läden wurden geschlossen. Gerade war die Post angekommen, ein schwerer Lastwagen, der einmal im Tage von Bonifacio herauffährt und Briefe und Pakete bringt. Von allen Seiten wurde er umringt, die Kinder hörten mit ihren Spielen auf und machten sich lustig über den Chauffeur, der eine Binde um den Kopf trug. Ein Bündel Zeitungen wurde herausgeholt und von einer jungen Frau in Empfang genommen, deren Haar schon einen breiten, weißen Streifen zeigte. Sie ging durch den Ort, fast von Haus zu Haus und gab die Nummern ab. Vor der Kirche nahm der Pfarrer in schwarzer Soutane seine Zeitung in Empfang und las sie auf offener Straße, indem er langsam vor seiner Kirche auf- und abschrift. Es war, als wagte er sich nicht aus seinem Bereiche hinaus. Ein paar Männer grüßten ihn, er antwortete freundlich und las laut ein paar Sätze des Leitartikels. Sofort bildete sich ein lebhafter Kreis mit dem Pfarrer als Mittelpunkt, der, seine Überlegenheit voll auskostend, sich in langen wohlgefügtten Sätzen erging. Einige junge Leute gingen vorbei und grüßten nicht. Das war ein Teil der Radikalen, die bei den letzten Wahlen gegen

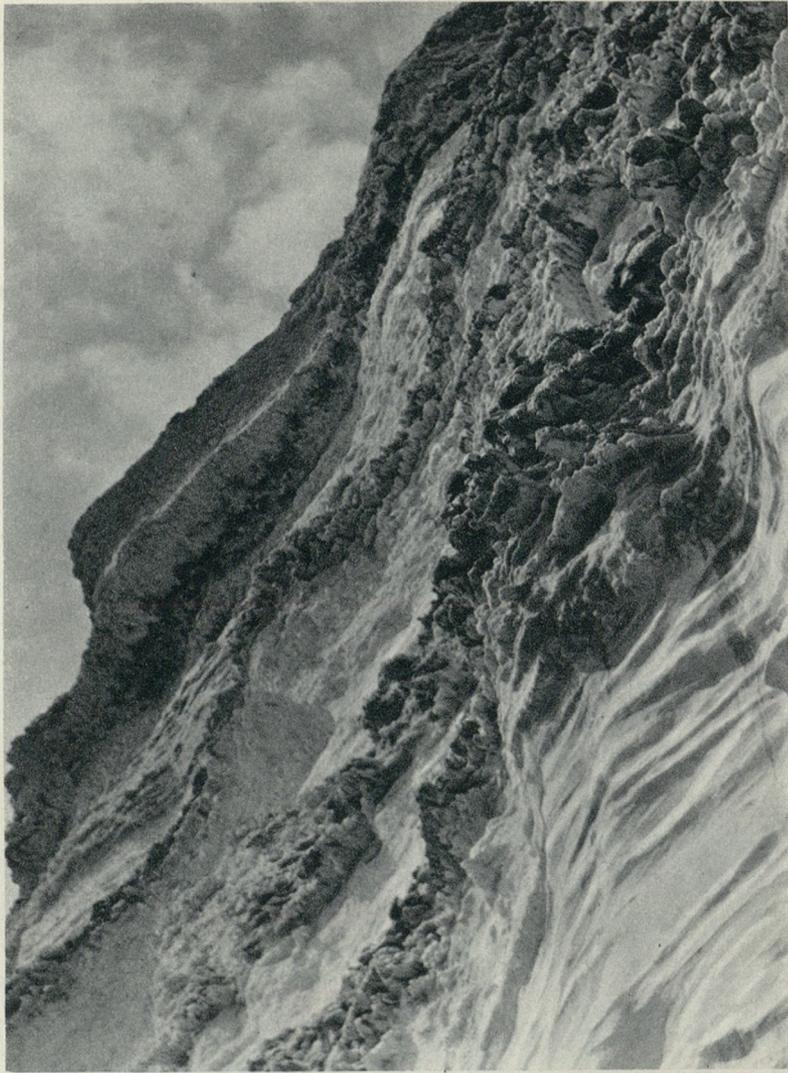
die Klerikalen gestimmt hatten. Der Pfarrer beachtete sie nicht, nur seine Stimme wurde ein wenig heftiger.

Die Straße füllte sich mehr und mehr. Männer durchschritten das Dorf in kleine Gruppen aufgeteilt. Es war als müßten sie es sich noch überlegen, in welchem der sechs Cafés sie die Stunden bis zum Abendessen verbringen würden. Das Café des Amis wurde von dem literarischen cercle besucht. Er war entstanden aus einer Anregung des Schullehrers, und es war gar nicht so leicht, zu dem beherrschenden Stammtisch zu kommen. Einmal die Woche war offizielle Vereinigung, und heute abend sollte ein kleiner Vortrag gehalten werden über die Werke von Paul Bourget. Daß gerade dieser gewählt wurde, war eine Verbeugung vor der Kirche. Im café de Russie sammelten sich die Soldaten, während das Grand Café eher von den Bauern besucht wurde und das Café moderne, vielleicht weil es Anspruch erhob, das beste zu sein und irgendwie mit einer Hotelatmosphäre verbunden war, fast niemand anlockte. Ein einziger Gast saß an der Wand und sah zu, wie ein Mechaniker die Benzinlampe instand setzte; elektrisches Licht gab es natürlich nicht. Das war eigentlich eine Schande, und die Fremden wurden damit getröstet, es seien Bestrebungen im Gange, diesen Luxus einzuführen. Im übrigen sei Korsika ein armes Land, dessen Bewohner nicht gerne viel arbeiteten. Nur die Jungen, die auswanderten, seien ehrgeizig, und wenn sie in Frankreich oder in den Kolonien eine Stellung bekämen, so arbeiteten sie sich in kürzester Zeit in die Höhe. Dann kämen sie vielleicht noch einmal zurück, um die Eltern zu besuchen, und später blieben sie fort. Ja, es sei schade um den Reichtum des Landes, daß niemand sich hergab, alle Möglichkeiten auszunützen. Der Staat fordere nur Geld und gäbe keines für notwendige Arbeit, zu nahe läge die Insel an Frankreich, um dessen Interesse zu wecken. Ja, wenn es eine Kolonie wäre!

Vor dem Orte war ein kleiner grasbewachsener Hügel, auf dem die Schafherde der Bewohner weidete. Auf vielen Gebüsch im Umkreis hing Wäsche zum Trocknen. Ein Mädchen ging hinauf und machte ein Bündel aus den Sachen, die ihr gehörten. Am Brunnen trafen sich ein paar Frauen und pumpten Wasser in alte Eimer. Hühner liefen durcheinander und ein paar Schweine grunzten langsam über den Weg.

Von der Höhe aus öffnet sich ein weiter Blick. Unten liegt das Meer, das hier in einer Bucht fjordartig gefangen ist. Ein grauer Olivenwald zieht hinab zum Quai, der sich breit ausdehnt, aber fast ganz verlassen ist. Der Verkehr ist nicht groß, denn das Wasser ist nicht tief genug, um ein Heranfahen ans Ufer zu erlauben.





Auf der Straße, die zum Orte führte, trafen sich zwei gutgekleidete Alte. Es waren der Arzt des Ortes und der Besitzer des größten Olivenhaines. Beide zählten zu den bedeutendsten Bewohnern Portovecchios und waren sich dieser Würde wohl bewußt. Jeden Abend trafen sie sich hier vor den letzten Häusern, und sie begrüßten sich wie Bevorzugte des Glückes. Der Bauer machte allabendlich einen kleinen Rundgang durch seinen Besitz. Zuerst ging er die breite Straße hinab bis zum Meer, wo er einige Worte mit einem Freunde wechselte, der hier ein Lagerhaus errichtet hatte, um die Baumrinde aufzustapeln, die er aufkaufte und verschifft. Ein nicht sehr lohnendes Geschäft, mußten doch die großen Ballen einzeln in kleinen Motorbooten hinausgeschafft werden bis zu der Stelle, wo die Segelbarken ankern können, draußen in der Bucht. Viele Ladungen gingen nach Spanien, wo die Rinde zu Korken verarbeitet wird.

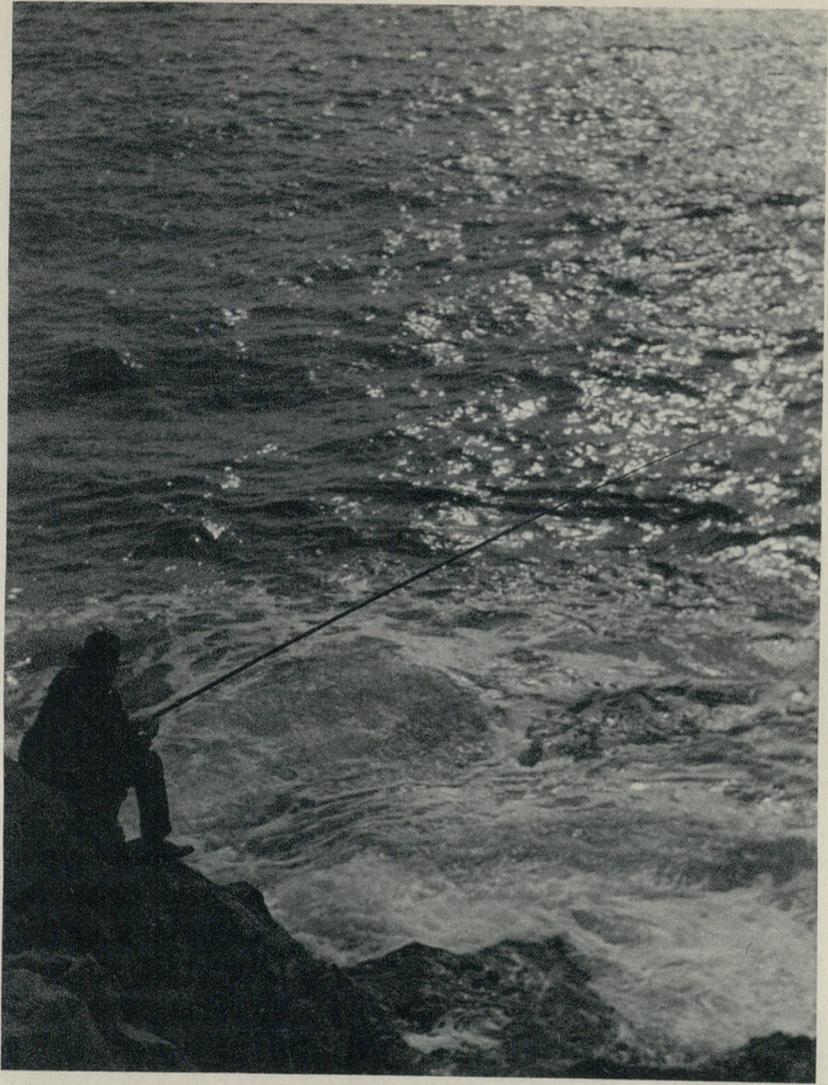
Da hatte der Bauer es leichter. Über fünfhundert Bäume enthielt sein Besitz und jeder trug mehr als zwei Zentner. Es waren alte Bäume, die seit langer Zeit im Besitze der Familie waren. Jede Generation hatte etwas hinzugefügt, und jetzt konnte er seinen Sohn nach Lyon schicken zum Studium. Er sollte Advokat werden. Der zweite war weniger strebsam. Er war noch nie von der Insel fortgewesen und zeigte auch keine große Lust, den Besitz zu übernehmen. Dafür war er um so beliebter bei seinen Freunden.

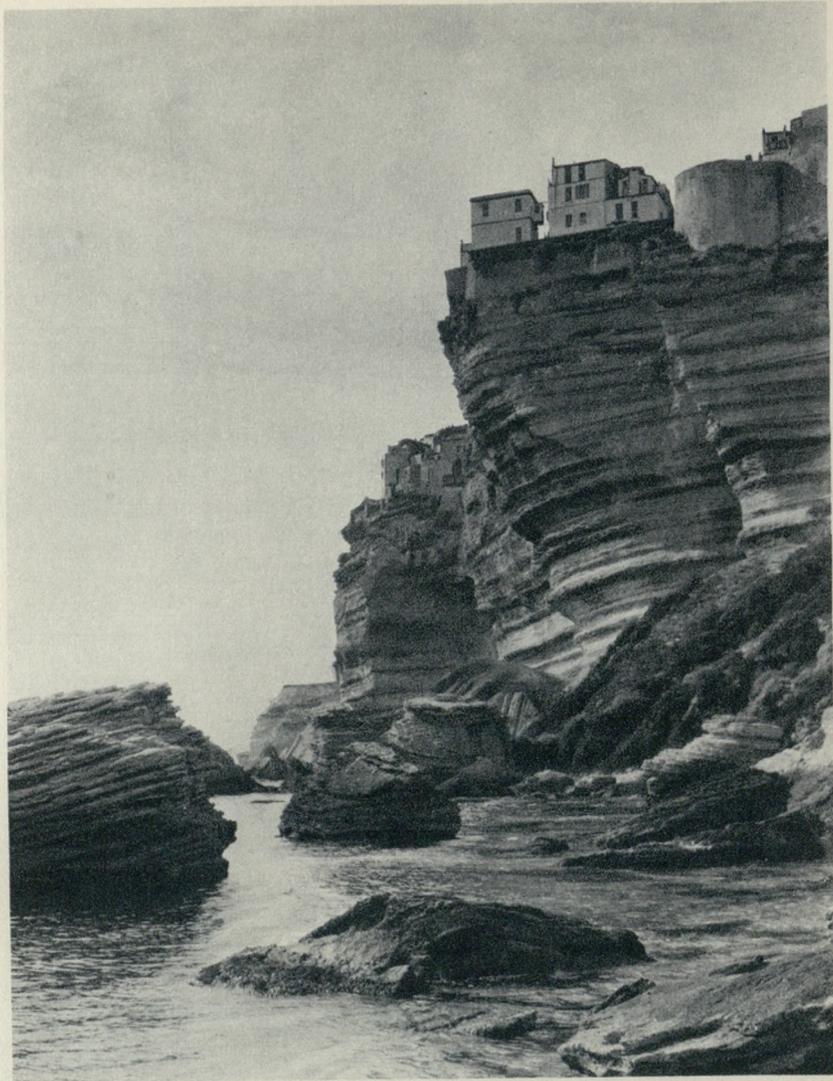
Der Arzt grüßte nur schnell, er wollte noch vor Sonnenuntergang zu seinem Lieblingsplatz gelangen, einem breiten, flachen Stein, der gerade über dem höchsten Olivenbaum lag, und von wo man langsam den Blick wendend die ganze Landschaft umfassen konnte: das graue Dorf und die schneebedeckten Berge und die silbernen Oliven und die grünen Hänge des Fjords, hinter denen das Meer in allen Farben spielte.

Ein kleines Drama entstand. Zwei Polizisten kamen den Berg hinauf. Sie waren müde von einer nutzlosen Streife durch das Gebiet, das ihnen zugewiesen war. Gereizt schoben sie ihre Räder neben sich her. So trafen sie auf mich, den Fremden. Sie forderten meine Papiere, und da der Paß ihnen unverständlich war, zwangen sie mich, sie zur Wache zu begleiten. Sie nahmen sich und ihre Pflicht sehr ernst und ließen merken, daß es nur Güte ihrerseits sei, wenn sie mich nicht gleich verhafteten. Achtunggebietend hingen ihre Gewehre quer über der Schulter und Pistolen steckten im Gurt. Beide waren Korsikaner und von einer Borniertheit, wie nur Beamte sie haben können. Die Liebenswürdigkeit, mit der ich mich mit ihnen unterhielt, schien ihnen eine Mißachtung ihres Amtes, und im Gefühl ihrer Macht wurden sie schroff. Zwar wollten sie unnötiges Aufsehen verhindern und ließen mich hinter sich hergehen, ab und zu aber drehten sie sich um und achteten darauf, daß ich ihnen nicht entkam.

Ich folgte gleichgültig. Eine Schmiede erregte meine Aufmerksamkeit, weil das flackernde Feuer so phantastisches Licht auf das bärtige Gesicht eines Alten warf, und weil Hände aufflammten im Dunkel, ohne daß man sah, wem sie gehörten.

Die Gendarmen bogen in eine dunkle Seitengasse und traten in ihr Büro. Eine Petroleumlampe wurde gebracht, und das Verhör begann. Meine Gleichgültigkeit reizte einen der beiden, und er schrie mich an. Das war wie ein plötzliches Wecken in einen kalten Tag. Ich antwortete grob, was als Kränkung angesehen wurde. Wegen Beleidigung der öffentlichen Gewalt wurde ein Tag Arrest gefordert. Doch dann kam der Chef. Er wußte von meinem roten Auto, lachte verlegen und beugte seine Gewalt vor der Gewalt des Geldes.





So ist Bonifacio: Ein Ort, aufgelöst in Licht, teilhabend an der Helle, die das Meer ausstrahlt, wenn die Sonne über das Wasser geht. Es liegt auf der Halbinsel, die ein weißer Kalkfelsen bildet. Senkrecht und nur vom Sturme geschichtet, stürzen die Wände zur Tiefe und zerspringen in große Blöcke, an denen die Wellen zerbrechen. Bei ruhigem Meere landet manchmal ein Boot an den Klippen.

Es ist warm auf den Steinen, und man wird müde, doch man wehrt sich gegen den Schlaf, denn schön ist das halbe Träumen, bei dem man nicht weiß, ob das Meer und die hellen Felsen und die Häuser, die gegen den Himmel wachsen, Bilder sind, die im Träumen entstehen und die auch das geschlossene Auge noch sieht.

Wolken ziehen vorüber, kleine Wolken wie Kinder, die eingehängt ineinander sich lange Geschichten erzählen.

Große schwarze Vögel fallen von den Hängen, steigen und kreisen, stehen, als hielten sie Ausschau wie Wächter nach einem nahenden Feind. Doch das Meer ist heute ohne Drohung, kleine Wellen lassen sich treiben, entstehen, vergehen und singen ein stummes Lied, das die Menschen nicht hören.

Von der Küste Sardiniens, die einen leichten Kreis über den Horizont schlägt, löst sich ein Segel, langsam als trenne es sich ungerne vom Lande, fährt es gen Süden, sinkt in sich zusammen und ist endlich nichts anderes mehr als eine weiß zitternde Welle unter den vielen anderen.

Einen Tag lang war ich in Bonifacio. Nichts auf der Hinfahrt verriet das leuchtende Wunder, das uns erwartete. Die Gegend war öde und grau. Das Grün einer kleinen Wiese war eine aufregende Abwechslung. Sonst stundenlanges Fahren durch einsame Hügel, die mit grauem Gebüsch nur dürftig einen harten Boden bedeckten. Riesige Trümmerhaufen gelbroter Felsen bildeten seltsame Formen.

Fast plötzlich Bonifacio. In großer Kurve steigt der Weg und zerschneidet den Ort in zwei Teile. Unten die hohen Häuser am Hafen, die vielen Fischerboote und einige kleine Schuppen, oben die gelbe Mauer einer großen Burg.

Ich gehe zum Hafen hinunter. Ein Kirchturm lehnt sich an die kahle Wand eines Hauses, Wäsche hängt aus den Fenstern, Esel stehen vor den Türen, schwerbeladen mit Ästen und Fässern. Boote sind wie für ewige Zeiten festgeseilt, Männer hocken am Ufer und rauchen. Nicht einmal mein Erscheinen stört sie in ihrer Unterhaltung. Nur ein einziger fragt, ob er mich zu den Höhlen am Meer bringen soll und ist froh, als ich die Fahrt auf den Nachmittag verschiebe. Glücklich versinkt er wieder in der Gruppe seiner Freunde und verbindet zufrieden sein Nichtstun dem ihren.

In den Schatten nehmen die Häuser eine braune Tönung an. Es gibt nur selten ein wirkliches Dunkel, meistens ist es ein warmes Schwingen in weichen Halbtönen.

Ein steiler Weg führt zwischen zwei kleinen Anhöhen hindurch zum offenen Meer. Drohend hängen die Felsen über das Wasser. Jeden Strahl der Sonne fangen sie auf und werfen ihn grausam zurück. Man muß die Augen schließen, so weh tut das Licht. Unten ist eine kleine Bucht, in der das Wasser runde Steine umspült. Die letzten Häuser des Dorfes stehen beängstigend kühn am Abhang der Klippe. Eine schmale Treppe führt steil zu ihnen hinauf; der Sage nach wurde sie in einer Nacht von eroberungslustigen Barbaren in den Fels geschlagen.





Am Nachmittag machte ich die Bekanntschaft Napoleon Garibaldis. Dieser durch seinen Namen schwerbelastete Mann war ein Bootsführer und war als solcher zu seinem Leidwesen gezwungen, meinen Wunsch nach einer kleinen Fahrt zu erfüllen. Er besaß das einzige Boot im Hafen, dessen Motor noch lief, und er war ein glücklicher Mensch. Ihm gehörte ein Wesen, das er über alles liebte, so daß es fast dauernd seine Gedanken begleitete. Dieses Wesen war der erwähnte Motor, der zwar schon einige Jahre hinter sich hatte, aber noch immer ausreichenden Dienst tat. Napoleon Garibaldi liebte ihn nun nicht etwa deshalb, weil er aus ihm seinen Verdienst zog, nein, es war ein Verhältnis, das weit über der käuflichen Liebe stand. Daß die also beglückte Maschine nie zeigen konnte, ob sie das Gefühl erwiderte, verringerte nicht die Liebe Napoleons, der ganz von seinem Glücke erfüllt war, wozu ja bekanntlich genügt, daß das Leben an irgendeinem Punkte einen unverrückbaren Sinn hat.

Als ich an sein Boot trat, war er gerade dabei, dem geliebten Gegenstand neuen Glanz zu geben. Er hatte ein paar Teile losgeschraubt und unterzog sie einer gründlichen Reinigung. Stangen wurden geschmiert, der Kolben geölt, Fett triefte herab, ein leicht ranziger Geruch kräuselte in der warmen Luft.

Napoleon Garibaldi war ein kleiner Mann mittleren Alters. Seine Haut straffte sich braun zum Gesicht, aus dem ein Paar graue Augen sehr still in die Welt sahen. Sein Kopf war von einer schwarzen Wollmütze mit rundlichem Knopf bedeckt. Eine breite, rote Schärpe hielt die abgetragenen schwarzbraunen Hosen, aus denen das Hemd in breiten, blauen und weißen Streifen stieg.

Er war sichtlich gestört, als ich mich nach dem Preise einer Bootsfahrt zu der großen Höhle mit dem angsterweckenden Namen Sdragonato erkundigte. Einen Augenblick schien er zu schwanken, ob er nicht das Alleinsein mit seiner Maschine einem Zehnfrankenschein vorziehen sollte. Schon hatte er gesagt: „La machine n'est pas prête“, da sah er einen unliebsamen Konkurrenten herannahen, einen armseligen Ruderer, dessen Boot nur durch die Arbeit seiner Arme vorwärts gebracht wurde. Nein, die Schande durfte er seiner Maschine nicht antun, daß der einzige Fremde, der seit Tagen erschienen war, von einem einfachen Ruderer befördert wurde. So sagte er denn: „Attendez cinq minutes“ und begann die einzelnen Teile wieder zu befestigen und Kannen und Flaschen zu verstauen. Dann deckte er ein steifes Öltuch über den Sitz und forderte mich auf einzusteigen.

Einen Augenblick überfiel ihn ein Zweifel: Würde der Liebling geruhen, pflichtgemäß anzuspringen? Ein erster Versuch mißlang, doch der zweite, energischere (allons donc, mon amie) hatte ein unwilliges Klopfen zur Folge, das bald sich in gleichmäßige Arbeit verwandelte.

Wir fahren ganz nahe an der Klippe entlang. Das Meer endet hier in einem langen, schmalen Fjord. Eine weiße, hohe Wand bildet die eine Seite. Die andere steigt an zu leichten, grünen Hügeln und verliert sich ins Land. Ein unterirdisches Fort steckt seine Kanonen durch schwarze Öffnungen. Ablehnend richten sich die Mauern Bonifacios gegen das Meer.

„Elle marche bien“ meinte glücklich Napoleon, und sah zufrieden auf die heftig stoßende Maschine. Das ganze Boot zitterte unwillig.

Noch verbarg eine Biegung des Felsens das Meer, aber seine Nähe machte sich schon bemerkbar durch ein leichtes Kräuseln des Wassers. Möven flatterten neugierig über uns her, doch als sie merkten, daß wir ihnen nichts bieten konnten, flogen sie rasch weiter zum Ausgang der Bucht.

„Oui c'est un très bon moteur, marque anglaise“ sagte der Fischer, holte ein mürbes Brett aus einer Ecke und bedeckte die Maschine.

Draußen ging ein leichter Sturm. Wir nahmen die Wellen wie unbedeutende Hindernisse, versuchten zu dem Leuchtturm am Landende hinaufzuspringen, sanken nach der vergeblichen Anstrengung müde zurück und näherten uns dann einer kleinen Öffnung in der felsigen Küste.

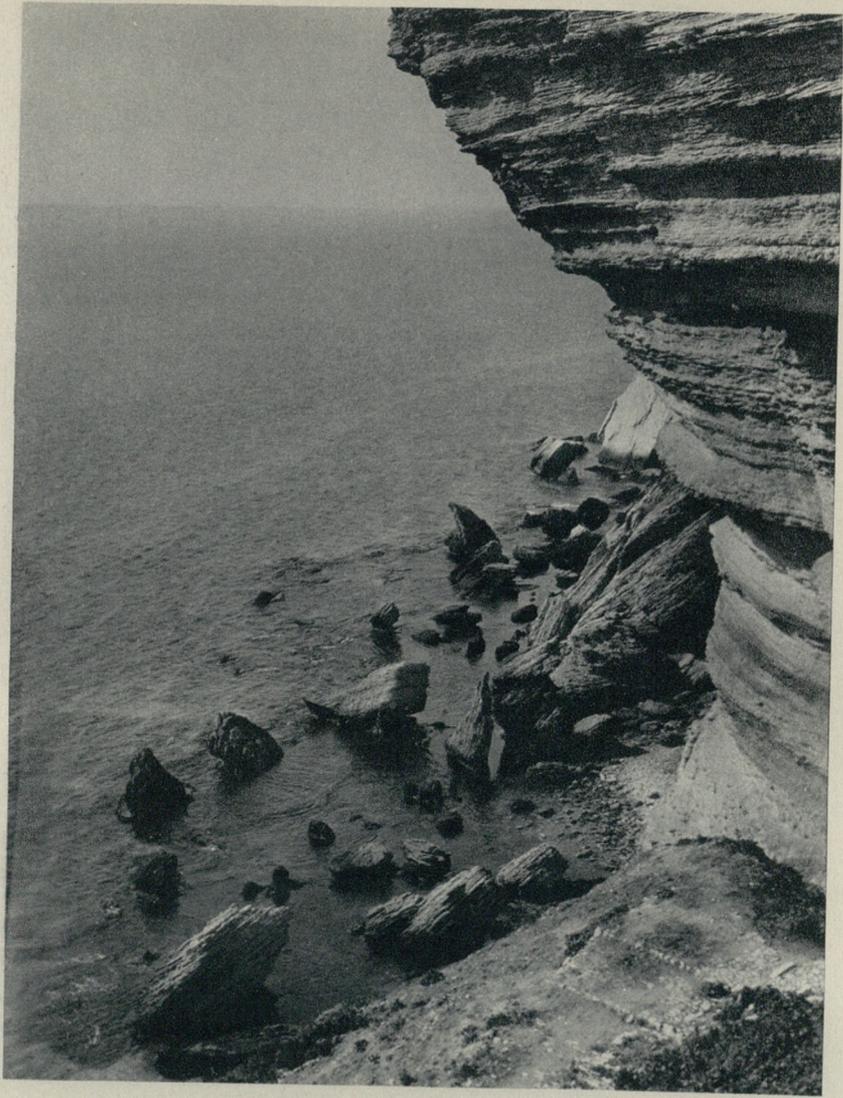
„C'est tout de même étonnant une machine à un cylindre que j'ai depuis plusieurs années et ça marche toujours.“

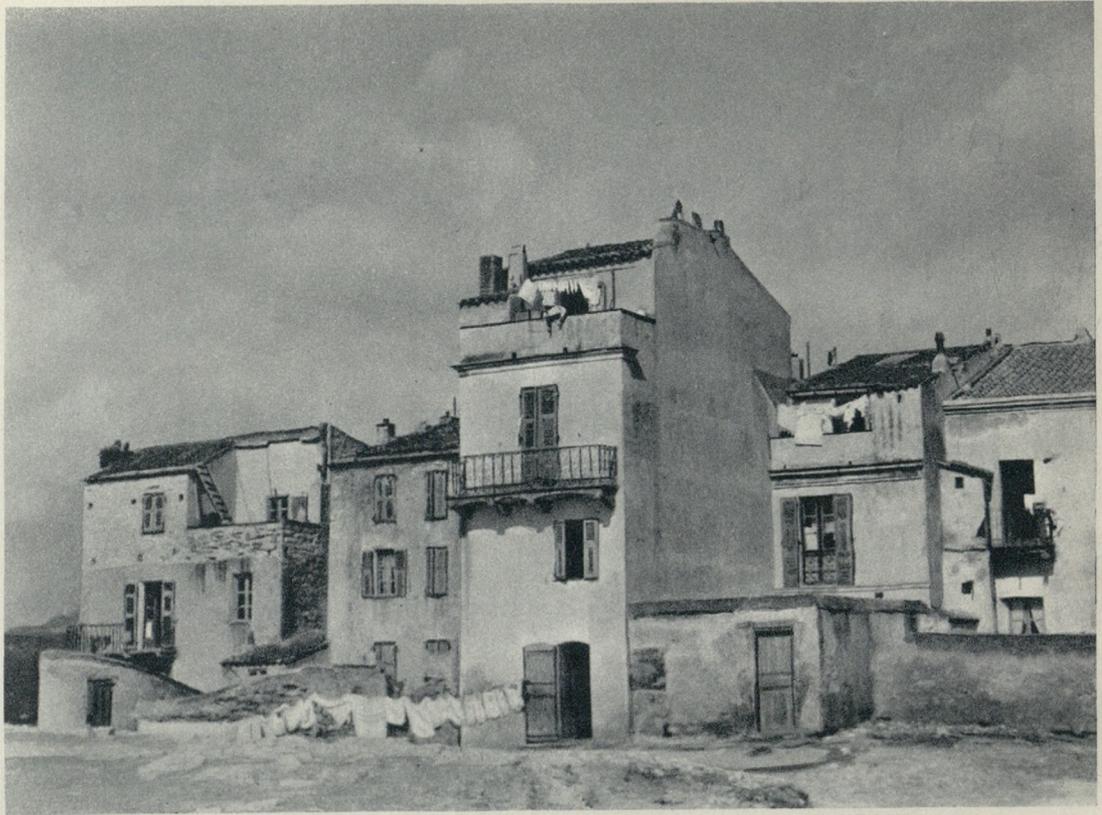
Plötzlich wölbt sich ein Fels über uns, hell grün leuchtet das Meer, ein leises Gleiten bei abgestelltem Motor und eine tiefe Höhle öffnet sich. Leises Dämmern umgibt uns, ein Ausruhen nach schwerem Bemühen. Dicht unter der Oberfläche sind einige große Steine, rotgrün gemustert, es ist als ginge man geräuschlos über einen weichen Teppich.

Erschreckt fliegen ein paar Tauben auf, flattern unschlüssig an einer Stelle und jagen dann dem Tageslicht nach.

Als wir wieder am Hafen anlegten, bat Napoleon Garibaldi, ich möchte doch ein Bild von ihm und seinem Boot machen. Dann setzte er sich neben die Maschine und führte das von mir unterbrochene Liebesstündchen fort.

„Elle est tout de même étonnante“ und schüttelte den Kopf.





Ich bin in Propriano, einem kleinen Orte am Meer. Die Herberge ist dunkel. Eine Frau hat mir einen Myrtenschnaps gebracht.

Dann stellt sie auf jeden der drei Tische eine Petroleumlampe, die unruhig flackernd unsere Schatten auf die weißgetünchten Wände wirft. Wir sind nicht lebendiger als diese Schatten auf der Wand.

Es sind die tausendmal gesagten Worte, die hier hängen und die Erinnerungen an tausendmal ausgeführte Handlungen. Wir reden kein Wort, wir neun, die der Zufall hier vereinigt hat. Die Wirtin kommt ins Zimmer und sagt: „Heute gibt es kein Fleisch, Mittwochs gibt es nur Fisch.“ Das hat sie jeden Mittwoch gesagt, seit sie hier ist, seit dreißig Jahren hat sie es jeden Mittwoch gesagt. Früher lebte sie in den Bergen, dann kam sie hierher nach Propriano zum Meer, weil ihr das Leben im Orte stärker zu sein schien als das andere in den Bergen. Jetzt gehen ihre Kinder in die Städte, weil sie nicht mehr bleiben wollen in dem Fischerdorfe, in das selten ein Fremder kommt.

Ein Geschäftsreisender ist zurückgekommen von seiner Rundfahrt. Er war in Bonifacio, morgen fährt er nach Ocana und dann nach Ajaccio, und in zwei Monaten ist er wieder hier, wie er vor zwei Monaten einkehrte zu denselben Menschen und zu denselben Sorgen.

Überall herrscht die kleine Sorge, die Frage nach der Möglichkeit eines karglichen Lebens.

Aber man ist doch noch ein Mensch, man kann auf sein besseres Wissen pochen. Da ist ein Italiener, der verächtlich lacht, als man ihm die Suppe bringt: „Was, ihr macht die Minestra mit Brot?“ Das hat man ihm noch nie geboten. . . . Ja, Italien. . . . Diese Erfahrung aus anderem Lande erhöht ihn in seiner eigenen Wertschätzung. Nun, es hat jeder so seine besondere Eigenheit, an die er sich klammert, um den Glauben nicht zu verlieren. Wir wissen natürlich nicht, daß wir uns nur eine Täuschung bereiten, um nicht zu verzweifeln, nein, für einen jeden von uns gibt diese Besonderheit Anrecht auf höhere Achtung. Der eine hat die Minestra, der andere das Bild einer Geliebten, der dritte das Wissen um einen gelungenen Trick.

Und wenn man nichts hat, nun der Wein ist billig, und während man trinkt, bilden sich Welten, in denen man herrscht.

Der Mann an meinem Tisch, der nicht einmal den Hut abgenommen hat zum Essen, ist schon bei der zweiten Flasche Wein, die er, ohne ein Wort zu sagen, in sich hineintrinkt. Dann kommt ein Lächeln auf seine Lippen, und seine Augen starren auf Unsichtbares. Als die Wirtin ihm sagt: „Heute gibt es kein Fleisch“, muß er sich erst besinnen, dann murmelt er etwas, was nur er selber versteht und lacht.

An dem andern Tische sitzt ein Arbeiter mit Frau und Kind. Haben die zwei sich einmal wirklich so umarmt, daß dieses neue Leben entstand? Sie sehen sich nicht mehr, er schiebt gleichgültig Bissen auf Bissen in den Mund, sieht nicht auf von dem Teller und spricht nicht mit seiner Frau, die genau so schweigsam ist wie er und wir alle. Nur, daß sie oft, viel zu oft, ganz eigenartig mich ansieht.

Das Kind redet, es wiederholt immer die gleiche Frage, ob es heute nicht wieder ein oeuf en cocotte bekäme. Keines der Eltern antwortet und noch bei den Früchten versucht es schüchtern die gleiche Frage.

Ich stürze auf die Straße. Doch da ist es nicht besser. Es reiht sich Kneipe an Bar. Und in allen sitzen Matrosen und trinken. Sie sprechen von den Frauen, die hier nicht sind. „In Ajaccio wartet eine auf mich“, sagt einer und stößt den Nachbarn in die Seite. Die Offiziere haben sich in eine Ecke zurückgezogen und rauchen schweigend.

Trostlos sind die leeren Kulissen der Häuser. Ein Sturm kommt vom Meer, Wolken jagen über die Sterne, bedecken den Himmel und zeichnen wilde Muster. Alle Linien werden dunkler und enden in drohenden Flächen.

Ein Grammophon wird angedreht. In den Schuppen der Armen verlöschen die Lichter. Nur der Dampfer im Hafen ist wach unter dem grellen Licht zweier Scheinwerfer. Fässer werden gerollt, und es rasseln die Krane.





Als wir Propriano verließen, kamen wir in ein fruchtbares Tal. Wolken segelten weiß über das Blau, das sie vertieften. Die Sonne färbte sie und ihre Schatten fielen auf die bunte Erde. Ein steiniger Weg führte zu einem riesigen Kreuz.

Der Blick war weit bis zum Meer, das fast unbedeutend erschien neben der großartigen Schroffheit der nahen Berge. Ein Hirte lachte mich an und sagte: „Ich bin so weiß wie meine Schafe.“ Dann lockte er einen seltsamen Ruf, und die Tiere sprangen zu ihm und wollten von ihm gestreichelt werden. Eine Ziegenherde stürzte die Felsen herab und machte erst halt auf der breiten Straße, die zu der Ortschaft führte.

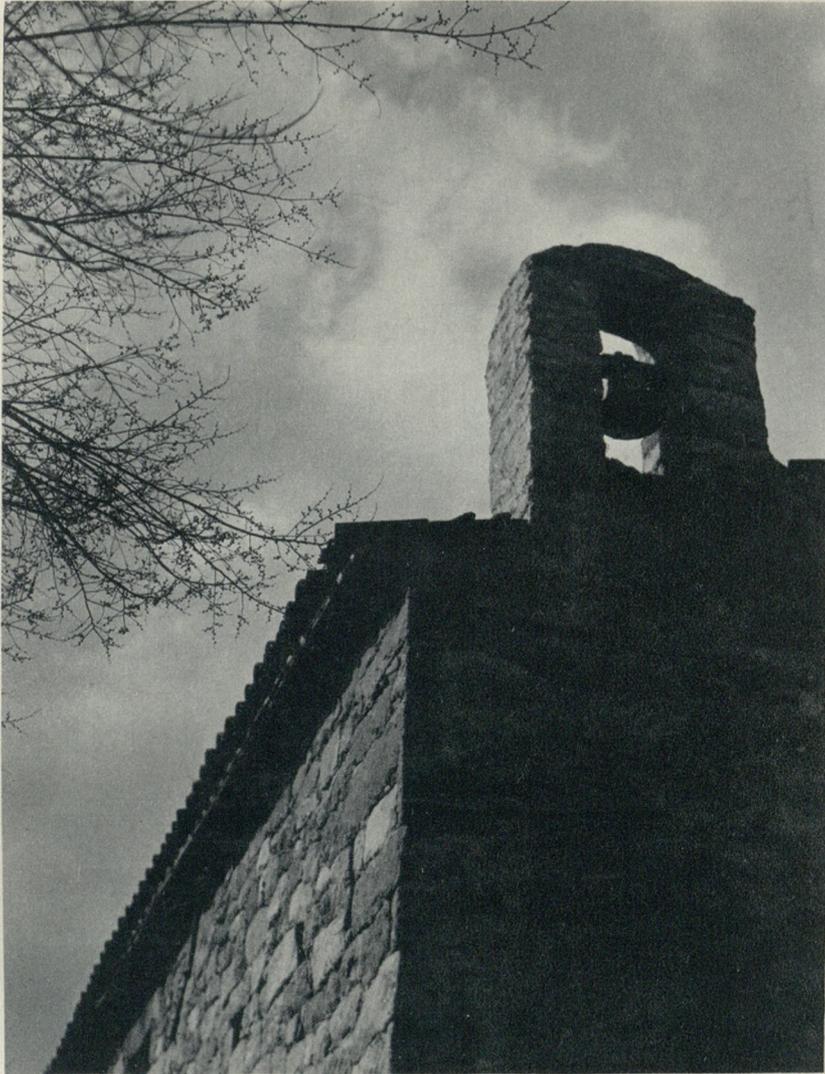
Zu Mittag waren wir in Bastelica, einem einsamen Bergdorfe. Es bestand aus wenigen grauen Häusern. Der Mörtel zwischen den Steinen war weiß gestrichen und stach hell ab gegen das Rot der Dächer. Vor den Häusern saßen ein paar alte Korsen auf steinernen Bänken und sahen uns nach. Wir hielten vor dem Wirtshaus.

Eine Alte öffnete. Sie trug ein schwarzes Tuch gefaltet auf dem Kopfe. Dunkel war sie gekleidet wie so viele Frauen hier auf der Insel. Ihr Mund schnitt eine scharfe Linie ins Gesicht, und die grauen Augen waren hart wie nach lebenslangem Leid. Doch, wenn sie lachte, war da auf einmal eine große Güte und das ganze Gesicht wurde weich und jung.

Sie führte uns hinauf ins Speisezimmer, das ihr gleichzeitig als Schlafraum diente. Ein ungemütliches Zimmer voll Erinnerungen und mit wenig Lebendigem. Fünf Türen öffneten sich zu ihm. Eine weitere führte zu dem Balkon. Die Wände waren hellblau getüncht, doch die Farbe fiel an vielen Stellen ab. Der hölzerne Boden zeigte tiefe Löcher, als hätten zu schwere Füße sich eingegraben. Die Decke war weiß, genau wie die dünnen Querbalken, die sich sichtbar an ihr entlang zogen und auch diese Farbe war verblichen. Ein paar armselige Stühle standen um den gebrechlichen Tisch. An der einen Wand sah man das schmale Bett, das mit einer gelben Decke bedeckt war. Sechs Kissen lehnten in genauester Ordnung an der Wand. Es war als trügen sie Tafeln mit dem Verbote, sich auf sie zu setzen. In der Mitte über dem Bett hing die große Photographie eines Soldaten und zu beiden Seiten zwei Diplome, denen Orden beigegeschlossen waren, Erinnerungen an zwei Brüder, die im Kriege fielen. Einem von ihnen war noch ein langer Artikel im korsischen Anzeiger gewidmet und auch dieser hing zusammen mit einer kleinen Photographie an der Wand. Daneben Öldrucke von heimkehrenden Jägern, der Angelus und ein Brautbild aus alter Zeit. Es fehlten nicht die gestickten Taschen und die Ruhekkissen aus bunten Stoffen. Künstliche Blumen, Rosen und Nelken, standen verteilt auf dem ungebrauchten Kamin.

Wir setzten uns zu Tisch, und die Alte bediente uns. Sie schien die traurigen Erinnerungen vergessen zu haben, nur ein leiser Schimmer verblieb in Auge und Mund; aber sie nahm teil an unserem Dasein und war froh über jedes Lob, das ihrer Kochkunst gespendet wurde. Sie gab sich die größte Mühe und wollte mich durchaus dazu bringen, im Sommer wieder zu kommen, weil sie mir dann Forellen machen könnte. Als ich ihr sagte, ich hätte in Calacuccia schon welche bekommen, lief sie gleich in die Küche und verbreitete dort diese Neuigkeit.





Ich merkte bald, wie einsam es um sie geworden war. Der Krieg hatte ihr die Söhne genommen, die Schwiegertochter arbeitete in Lyon an der Post, die Tochter war verlobt und konnte es gar nicht abwarten nach Paris zu kommen, und jetzt blieb ihr nur noch der Enkel, ein etwas verlegenes Kind, von dem ich ein Bild machen mußte, das der Mutter geschickt werden sollte. Einen Augenblick hatte ich das Gefühl, ihrem Leben ganz nahe zu sein. So wie sie gab es viele einsame Frauen in den Dörfern, die aussterben, weil die Jungen nicht bleiben.

In einer langen Fahrt kamen wir wieder ans Meer. Ganze Berge waren mit grauen Oliven bewachsen, Wälder von immergrünen Eichen bedeckten uns, Fichten vereinigten sich zu lockeren Gruppen. Die Sonne stand hinter den Wolken, doch sie ließ rote Funken auf das Meer rieseln, und als sie sank, war es, als schnitte sie eine glühende Wunde in das schwarze Blau.

Nach einem langen Tage führen wir in einen roten Sonnenuntergang, der in sternklarer Nacht endete. Ein herber Duft war in der Luft, der mich so be-  
rauschte, daß ich fast trunken in Ajaccio ankam. Die ganze Stadt schwätzt auf der Straße. Die Neuigkeiten des Tages, die so alt sind wie die Stadt, werden begutachtet, und es ist ein Lachen und Scherzen um mich wie sprühende Funken. Soldaten in ihren blaugrauen Mänteln beleben das Bild, Offiziere wandeln vorüber von eleganten Damen begleitet, die Frauen der Ärzte und Advokaten wiegen vorbei mit Mann und Geliebten, Fremde blicken neugierig umher und erwehren sich kaum eines Künstlers, der sein hellblaues Wasserfarbenmeer zur Erinnerung feilhält. Die Geschäfte werden geschlossen, Cafés füllen sich und über allem nicken verschlafene Palmen.

Mein Rausch will nicht weichen. Mir scheint, ich habe eine Palme umarmt, die groß und schlank war mit dichtem, gepflegtem Wuschelkopf. Ich küßte die schwarzen Augen der Mädchen, und jedem Kind, das mir begegnete, gab ich soviel Schokolade, daß es auf Tage genug hatte. Ich ging zum Meer und wollte mit einem Ruder das Licht abschöpfen, das die Bucht übergoß. Gottlob war der Große Bär genau so übergeschnappt wie ich, er hatte eine Lage angenommen, die ich seiner gewohnt würdigen Haltung gar nicht zugetraut hätte: senkrecht stürzte er aufs Wasser, das ihn zitternd empfing.





Ich wohne auf einer kleinen Anhöhe und bin nur durch einen Park vom Meere getrennt. Mein Fenster liegt gerade über den runden Köpfen einer Palmenallee, die an beiden Enden von zwei hellgelben Mimosenbäumen abgeschlossen wird. Darüber hinaus sieht man dichte Kakteengruppen, die Blüten tragen wie rote Fackeln. Zwei stachelige Koniferen strecken steife Arme von sich, und ein großer Strauch in hellen, weißen Blüten windet sich um die Äste einer immergrünen Eiche.

Noch ist die Sonne nicht ganz durchgedrungen, so daß Wolken und Meer in allen Tönen des Grau spielen, und der Tag ist wie ein verhaltener Schmerz; aber das ist schön, und vielleicht habe ich heute gerade diesen leisen, traurigen Unterton gerne, ich glaube, daß ein wolkenloser Tag mir weh täte, weil wenig in mir ist, das auf seine Helle antworten würde. So aber sprechen alle Farben ihr eigenes Leben, und sie sind so beschaffen, daß auch die leuchtendste nicht allzu laut sich abhebt von einer dunkleren Schwester.

Man müßte dem Meere singen können, so daß man meinte, das Unfaßbare in Worten zu halten. Doch es ist nicht möglich, nicht einmal eine einzige Stimmung kann man ausschöpfen, denn eigentlich enthält es immer alle Spannungen der Menschen gleichzeitig, nur daß es an verschiedenen Tagen eine bestimmte Spannung steigert und mit den Dingen, die nicht enden, verbindet. Heute würde man vergebens suchen, sich an ihm zu halten, es trägt einen nicht, man würde langsam versinken in seine graue Unruhe, die alles Greifbare entwindet, so daß man nur mit Mühe sich an der Küste wiederfindet, wo die dunklen Berge langsam aufsteigen zu Höhen, auf denen noch der Schnee liegt.

Ich bin noch keine zwei Tage in Ajaccio und habe schon den Anfang zu einem geordneten Dasein gelegt. Es besteht bis jetzt in der Hauptsache darin, daß ich mir ein bestimmtes Café in der Hauptstraße ausgesucht habe, wo ich immer an demselben Tische schreibe. Dieser Stammsitz ist augenblicklich der festeste Punkt meiner Existenz, jetzt habe ich etwas, das zu mir gehört und gleichzeitig in das Leben Ajaccios reicht.

Die Regelmäßigkeit, mit der ich erscheine, meinen Vermouth bestelle und dann lange Zeit in mein Schreiben versinke, hat mich aber auch schon zu einem Typus in dem Leben der Straße gemacht, wie die alte Frau an der Ecke, die Maronen verkauft. Sie erscheint jeden Tag pünktlich acht Uhr, holt ihre Waren hervor, schneidet die Kastanien mit einem stumpfen Messer, über das sie sich manchmal ärgert und legt sie dann auf den Rost. Erst spät in der Nacht verläßt sie als eine der letzten die Straße.

Dieses Café habe ich besonders glücklich gewählt. Es liegt in der Mitte der Straße, auf die es ein paar Tische und Stühle vorgeschoben hat, so daß man teilhat an den Vorübergehenden, ohne unterzugehen in ihnen. Es ereignet sich auch einiges. Eben mußten wir alle aufstehen, weil ein Leichenzug vorbeikam. Die Mitgehenden hatten offenbar Eile mit der Beerdigung schnell zu Ende zu kommen. Die fünf Geistlichen psalmodierten recht unmelodisch vor den gut ausschreitenden Pferden des Wagens. Der Sarg war nur mit einem schwarzen Tuch zugedeckt. Blumen waren ihm nicht gegeben.

Das Gefolge setzte sich ausschließlich aus Männern zusammen, deren Beteiligung in einem höflichen Mitgehen bestand; sie führten untereinander ernsthafte Gespräche, die aller Wahrscheinlichkeit nach sich mit Politik befaßten. Die Ministerkrise ist zweifellos wichtiger als das einmalig einfache Leben des Toten. Eine Viertelstunde, nachdem sie vorbeikamen, kehrten die Priester, in einer Reihe gehend, ins Pfarrhaus zurück.

Natürlich gibt es auch Freudiges. Heute früh zwei Hochzeiten, eine, die kleinere, in festlich geschmückten Automobilen, eine andere in allen vorhandenen Zweispännern der Place Diamant. Das junge Glück wird dem Volke gezeigt, ehe es dauerndem Vergessen und langsamer Auflösung anheimfällt. Bis dann eines Tages wieder ein Trauerzug an meinem Café vorbeifährt.

Eben ist einer der Politiker von seinem Stammtisch zu mir gekommen und hat mich unter höflicher Verbeugung gefragt, ob er mir Einzelheiten aus der Geschichte der Stadt sagen dürfe; er war sehr enttäuscht, als ich dankend verneinte. Seine Neugierde ist nicht befriedigt, vielleicht kommt er wieder und lädt mich zu sich ins Haus. Bin ich nicht schon ein Bürger Ajaccios?







Wir sind von Ajaccio nach Piana gekommen in dreistündiger Fahrt, die wie ein gedankenloses Wiegen in Bewegung und Wärme war.

Ich habe mich auf eine Wiese gesetzt, um den Sonnenuntergang abzuwarten. Das Meer ist heute träge und völlig spannungslos. Stumpf und glanzlos liegt es da, und jedes Leben in ihm scheint erloschen. Wie in Schwere fließend, füllt es gelassen die schön gerundete Bucht von Porto und verliert sich erschlaft in der Ferne.

Dagegen das Land. Wie ein gewaltiges Flammenmeer steigt es empor zu mir. Die Felsen wachsen in roter Glut aus dem tiefen Grün des Bodens. Sie winden sich, zucken nach allen Seiten, jagen die Hänge hinauf und hinab, erwecken die Schatten und steigen zum Himmel empor.

Man empfindet es fast als Kühnheit, daß ein kleines Dorf sich angebaut hat am Rande des Kraters, dessen Bewohner zur Stunde ruhig auf den grauen Bänken vor den weißen Häusern sitzen und den Sonntag weit werden lassen in sich.

Die Nachmittagsandacht ist beendet, eine Glocke läutet in den Abend. Die Sonne ist hinter einem Hügel verschwunden. Das grelle Flackern hat abgenommen. Jetzt sieht man auch, daß weiter hinten die Berge in sanfte Rundung übergehen, so daß es scheint, sie trügen erlöst nur noch eine ferne Erinnerung an vergangene Unruhe.

Unter mir ist der Hafen von Calvi mit seinen wartenden Menschen und den Arbeitern, die große Ballen verladen.

Dichtes Kaktusgewirr, schwarz in der aufsteigenden Dämmerung, greift mit verlangenden Armen zu mir. Tausend stachlige Glieder krümmen sich aus der Erde. Dahinter der Ort, dem irgendein Südwind afrikanisches Leben einhauchte. Noch jetzt, da es dunkelt, zittern die Mauern das fahlweiße Leuchten, das heißeren Ländern eignet.

Die Fenster der Häuser sind klein. Nach innen spannt sich das Leben. Ich warte, ich weiß nicht worauf. Ich lasse viele Menschen an mir vorübergehen, ohne sie zu sehen, schwarze Gruppen, die zur Höhe steigen. Unten sind die dunklen Wellen.

Der Dampfer ruft mit einem lauten Pfiff. Ich gehe eine windende Treppenstraße hinab. Doch plötzlich bleibe ich stehen. Vor mir klettert der Schatten einer Palme wie eine riesige Spinne über ein weißes Haus.

Es ist das letzte, was ich von Korsika sehe. Dann versinkt die Insel in der Nacht, sie verlöscht, noch ehe der Dampfer sich von ihr löst.



8. 1. 90





6190